

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die beiden ersten Deutschen Kaiser

Böhtlingk, Arthur

Karlsruhe, 1888

[urn:nbn:de:bsz:31-280144](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-280144)

K 33
125

K. 27

Die
beiden ersten Deutschen Kaiser.

Eine akademische Gedächtnisrede,

gehalten an der

Technischen Hochschule in Karlsruhe

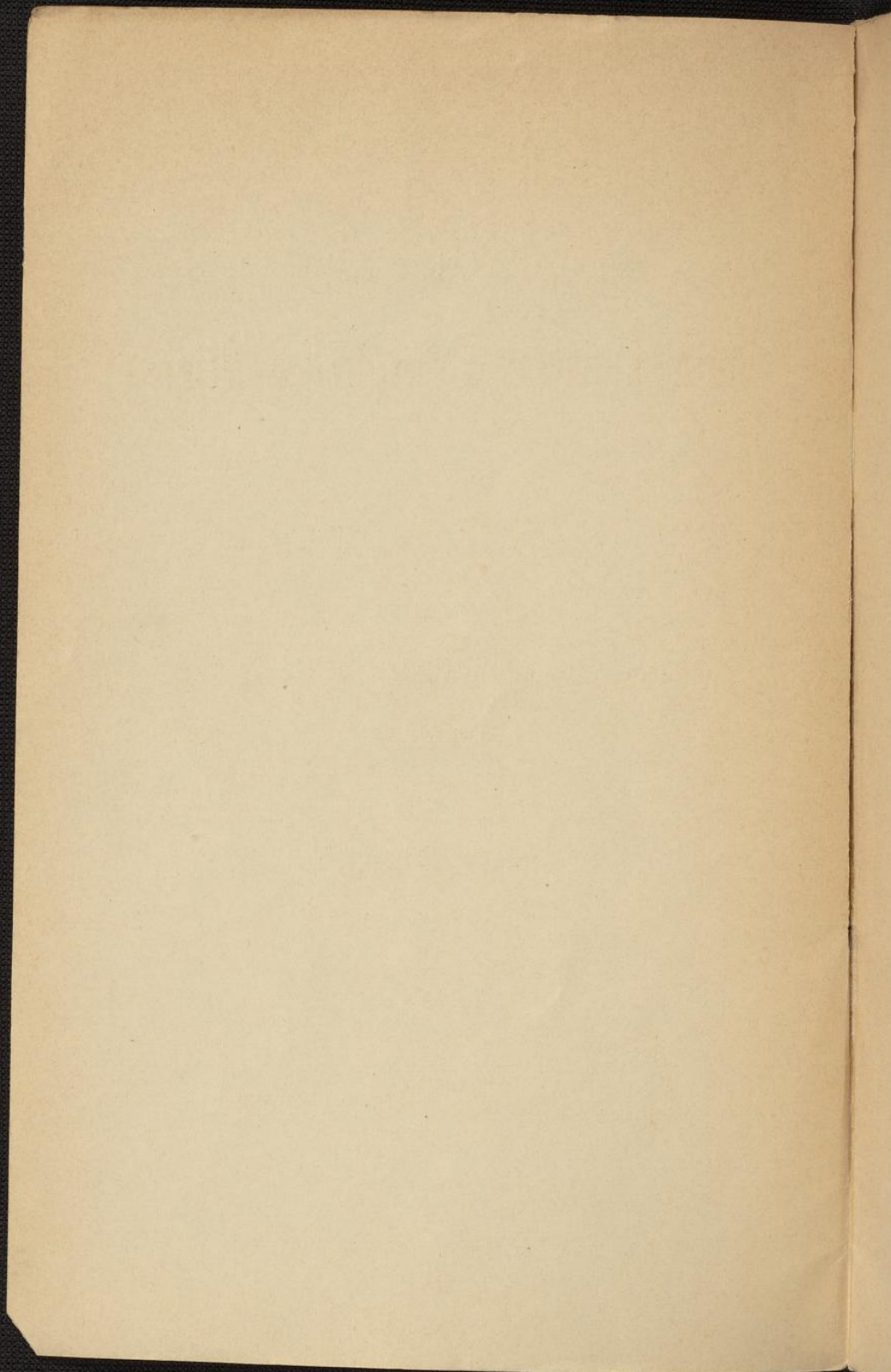
am 26. Juni 1888

von

Arthur Böhlingk.

Karlsruhe.

Verlag von A. Bielefeld's Hofbuchhandlung (Liebermann & Cie.),
1888.



Die
beiden ersten Deutschen Kaiser.

Eine akademische Gedächtnisrede,

gehalten an der

Technischen Hochschule in Karlsruhe

am 26. Juni 1888

von

Arthur Böhlingf.

Karlsruhe.

Verlag von A. Bielefeld's Hofbuchhandlung (Liebermann & Cie.).

1888.

Gv

K 33, 25



Karlsruhe. Druck von Malsch & Vogel. — 3628.

20

Hochansehnliche Versammlung!
Werthe Kommilitonen!

Wer einer guten und großen Sache redlich dient, dient der ganzen Menschheit als solcher. Um Kaiser Wilhelm und seinen edelmüthigen Sohn Kaiser Friedrich — die sieggekrönten Begründer des neuen Deutschen Reiches — trauert mit dem deutschen Volke die gesammte gesittete Welt.

Wollen wir ermesfen, was uns dieselben gewesen sind — und so Gott will in hehrer Verklärung bleiben sollen — müssen wir uns das letzte Jahrhundert deutscher Geschichte in seinen Hauptmomenten kurz vergegenwärtigen.

Friedrich der Große hatte nicht nur Preußen zu einer europäischen Großmacht erhoben, — durch die Begründung des deutschen Fürstenbundes im Jahre 1785 hatte er das ganze damalige Deutschland unter Ausschluß von Oesterreich mit Preußen politisch und militärisch verbunden. Ein Karl August von Sachsen-Weimar, welcher seine kleine Residenz zur geistigen Hauptstadt Deutschlands zu machen verstanden hatte, sah bereits seine hochfliegendsten nationalen Träume sich verwirklichen. Ein Mirabeau, welcher die Seele der nationalen Wiedergeburt Frankreichs werden sollte, rief damals (in seinem Werke über die preußische Monarchie) den Deutschen begeistert zu: sich um das hehre Banner der Hohenzollern zu schaaren und so zu einer Nation zu gestalten.

Als Kaiser Wilhelm zur Welt kam — im Jahre 1797 — hatte der Nachfolger Friedrichs des „Einzigen“ das ganze linke Rheinufer den Franzosen preisgegeben und durch die Erwerbung Warschau's nicht nur den Schwerpunkt der Monarchie nach Osten verlegt, sondern obendrein durch die Einverleibung so weiter slavischer Landestheile dem preußischen Staate seinen deutsch-nationalen Charakter genommen, Preußen drohte, ähnlich wie einst Sachsen es ein Jahrhundert zuvor gethan hatte, um Polens willen die Führerrolle in Deutschland aufzugeben. Die Folgen dieser Verirrung traten nur zu bald zu Tage: die Heeresmacht, mit welcher Napoleon den Staat Friedrichs des Großen bei Jena zertrümmerte, bestand bereits zu einem beträchtlichen Theile aus deutschen Truppen!

Die Katastrophe war eine so vollständige, daß nicht nur Preußen zerstückelt und in Fesseln geschlagen zu den Füßen des unerbittlichsten aller Eroberer lag, ganz Deutschland, welches der Korse zur „Freiheit“ aufgerufen hatte, leistete ihm fortan in Form des Rheinbundes knechtische Heeresfolge. Dieses furchtbare Verhängniß, wie es über Preußen und Deutschland hereingebrochen war, empfand Niemand tiefer, Niemand wurde von demselben unmittelbarer getroffen, als die glühende Patriotin, die edle Königin Luise. Vor der Schlacht bei Jena, und auch nach derselben, hatte Napoleon, welcher mit unfehlbarem Instinkte in ihr den Schutzengel der preußischen Monarchie witterte, sie in seinen Bulletins mit den unerhörtesten Schmähungen verfolgt. Die edle Dulderin vermochte jede persönliche Kränkung zu verwinden, nicht so den Schmerz um das Vaterland. „Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen“, schrieb sie ihrem Vater, „welcher, der Herr seines

Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten; deßhalb überflügelt sie uns!“ Ihr Trost und Ihre Hoffnung waren Ihre Kinder. „Ich beklage mich nicht, daß meine Lebenstage in diese Unglücksjahre fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohle der Menschheit beitragen werden.“ „Ich sehe“, rief sie den beiden ältesten Prinzen, Friedrich und Wilhelm, zu: „Ich sehe ein Gebäude an einem Tage zerstört, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Es gibt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr. Ruft künftig, wenn Eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniß zurück. Weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie in diesem Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine. Aber begnügt Euch nicht mit Thränen allein. Handelt! Entwickelt Eure Kräfte! Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder. . . . Kommt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!“

Am 20. Juli 1810 knieten die beiden Prinzen weinend an dem Todtenbette der unvergeßlichen Mutter. Der Schmerz um das Vaterland hatte ihr das Herz gebrochen.

Als 1813 die Stunde der Vergeltung schlug, flog den Freiheitskämpfern auf ihrem Zuge gegen den unerfättlichen Völkerbezwiner die verklärte Königin Luise voraus. Ihrem geheiligten Andenken galten die ergreifendsten Lieder der vaterländischen Sänger. Ihr Gemahl und ihre beiden ältesten Söhne kämpften in vorderster Reihe und hielten an der Spitze der preußischen Truppen ihren Siegeseinzug in Paris. Der siebzehnjährige Prinz Wilhelm kehrte heim — die

Brust geschmückt mit dem eisernen Kreuz und dem russischen Orden für Auszeichnung im Felde.

Preußen war in der Größe, wie es bis 1806 bestanden hatte, wieder hergestellt und hatte statt der übergroßen polnischen Gebietstheile im Osten die Rheinprovinz und mit ihr die Wacht am Rhein übernommen. Allein der sehnsüchtige Traum der deutschen Patrioten blieb selbst nach Belle-Alliance, wo die Preußen unter Blücher abermals das Beste gethan hatten, unerfüllt. Das Elsaß mit jenem Straßburg, welches einst die feste Burg des Protestantismus und des Deuthums, des Reiches Bollwerk an der Südwestgrenze gewesen war, blieb verloren, das Reich deutscher Nation todt. Es gab keinen deutschen Kaiser mehr, keine Volksvertretung. Der Bundestag in Frankfurt war nur dazu da, jede Regung der Nation nach einheitlicher, kraftvoller Gestaltung im Keime zu ersticken.

Die Furcht vor den enttäuschten Patrioten trieb den König Wilhelm III. in die Arme Metternichs, des österreichischen Staatskanzlers, dem jede nationale Regung ein Vorbote des Untergangs des Kaiserreichs an der Donau dünkte, gar die einheitliche Gestaltung Deutschlands unter Preußens Führung!

Die Niederlage, die zugleich Preußen und Deutschland erlitten, dadurch daß Friedrich Wilhelm III. bei den Begegnungen zu Aachen und Teplitz den österreichischen Staatskanzler zu seinem ersten Rathgeber machte, war eigentlich noch demüthigender und schmachvoller als die bei Jena erlittene. Der Katastrophe auf dem Schlachtfelde folgte alsbald die Wiedergeburt, welche ungeahnte Kräfte entwickelte und von Sieg zu Sieg führte; dem diplomatischen Triumphe Metternich's folgten die — Karlsbader Beschlüsse. Für

ein einiges Deutschland sich begeistern, galt fortan für Hochverrath. Sogar ein Ernst Moritz Arndt wird verfolgt und mit vielen der Besten seines Amtes entsetzt. Stein selbst fühlte sich nicht sicher vor den Schergen des geheimen Gerichts. Die deutschen Hochschulen, von jeher der Stolz und die Kraft der Nation, waren verfehmt. Die Verfassung, welche Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1815 feierlich versprochen hatte, d. h. die Anpassung Preußens an die Organisation der meisten übrigen deutschen Staaten und damit die Vorbedingung für die Führerrolle in Deutschland, blieb den Preußen vorenthalten bis an seinen Tod.

Wie jubelten die von einem Alpdruck befreiten, die gepressten Herzen der Patrioten im Jahre 1840 dem Könige Friedrich Wilhelm IV. bei seiner Thronbesteigung entgegen! Man konnte nicht anders denken, als daß der durch Gaben des Herzens und des Geistes so ausgezeichnete Fürst die Sache der Nation zur seinigen machen werde. Um so bitterer war die Enttäuschung, als er sich derselben im entscheidenden Augenblick versagte. Im Jahre 1848 wurde er von dem Sturme, welcher beim Anbruch des neuen Völkerfrühlings über das Land dahin brauste, als Erster umgerissen. Die Zügel entfielen seiner unsichern Hand. Deutschland war Führerlos. Die erste Nationalversammlung tagte nicht in Berlin, sondern in Frankfurt! Als diese dem Könige die Kaiserkrone anbot, wies er dieselbe schroff und schnöde zurück, weil er sie aus der Hand des Volkes, der Revolution nicht entgegennehmen wollte und sich ein von Oesterreich losgelöstes Deutschland überhaupt nicht zu denken vermochte. Besaß Fürst Metternich in ihm doch seinen hartnäckigsten Bewunderer! Als das aus dem Umsturz der Revolution wieder erstandene Oesterreich der preussischen deutschen Politik gerüstet

entgegen trat und Zar Nikolaus dieselbe ebenfalls nicht dulden wollte, gab sie König Friedrich Wilhelm IV. auf. Zu Ulmütz begaben sich Preußen und damit Deutschland wieder unter das Joch, in das Schlepptau der österreichischen Politik. Schleswig-Holstein, um dessen Befreiung lange und blutig gekämpft worden war, wurde den Dänen wieder ausgeliefert, die deutsche Kriegsflotte unter dem Hammer versteigert! Auch die gewaltige, begeisterte und begeisternde Erhebung des Jahres 1848, mit ihren unermesslichen Opfern, hatte nicht zum Ziele geführt! Das Deutsche Reich lag abermals im Bundesrathe zu Frankfurt a. M. begraben.

Das deutsche Volk war deswegen nicht erstorben, in dem zweiten Sohne der Königin Luise, in *W i l h e l m*, welcher dem unheilbar erkrankten Bruder 1858 als Prinz-Regent in der Regierung folgte, ward der Nation endlich der gottgesandte Führer, wie sie ihn vergeblich bis dahin ersehnt hatte, zutheil.

Es war ein eigenes Verhängniß, daß Derjenige, welcher berufen war, die tiefsten und kühnsten Hoffnungen der Nation zu verwirklichen, zunächst in den denkbar schroffsten Gegensatz zu ihr gerieth. Der Volksaufstand in Berlin zwang den wegen seiner strammen militärischen Haltung über Alles Gefürchteten und Verhassten zur Flucht nach England, und als er zurückkehrte, lag ihm ob, an der Spitze der preußischen Truppen den Aufstand hier in Baden niederzuwerfen. Was Wunder, wenn er in den Augen der schnell und blind urtheilenden Menge wie die Verkörperung aller anti-liberalen und anti-nationalen Bestrebungen galt? Ganz anders urtheilten Diejenigen, welche Gelegenheit hatten, ihn näher kennen zu lernen. Von London aus antwortete der Prinz von Preußen auf den Verfassungs-Entwurf, wie ihn Dahlmann für die

Nationalversammlung ausgearbeitet hatte, in einer so hochsinnigen und aufgeklärten Weise, so klar und bestimmt, daß wenn Er den Thron in Berlin inne gehabt hätte, eine Verständigung über die Gestaltung der Nation unter Preußens Führung höchst wahrscheinlich schon damals erfolgt wäre. Hier in Karlsruhe wurde der Gefürchtete, welchem die bitter schwere Pflicht zugefallen war, die preussische Schwertklinge, die er so sorgfältig für den auswärtigen Feind geschliffen hatte, gegen die eigenen Landsleute zu schwingen, als ein Befreier von wüster Anarchie begrüßt. Die einzig männliche, besonnene und würdevolle Erscheinung, in welcher Kraft und Herzensgüte so schön vereint waren, wirkte auf Alle, die ihm nahe kamen, mit unwiderstehlichem Zauber. Schon Stein, der fast überstrenge, hatte ihm (im Jahre 1830) das Zeugniß ausgestellt eines edlen Fürsten, auf dessen Wort und Thatkraft unbedingt Verlaß sei.

Am 7. Januar 1861 redete König Wilhelm zum ersten Mal als Monarch zu seinem Volke.

„Meine Hand“, hub er an, „soll das Wohl und das Recht Aller in allen Schichten der Bevölkerung hüten, sie soll schützend und fördernd über diesem reichen Leben walten. Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und in der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht; nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europa's zu behaupten.“

„Ich halte fest an den Traditionen Meines Hauses, wenn

„Ich den vaterländischen Geist Meines Volkes zu heben und
„zu stärken mir vorsetze“

„Meine Pflichten für Preußen fallen mit
„Meinen Pflichten für Deutschland zusammen.“

Der gereifte vielgeprüfte vierundsechszigjährige Mann ging an die Arbeit mit der Thatkraft und der Zuversicht eines Jünglings. Er war sich der Tragweite und der Schwierigkeiten der gestellten großen nationalen Aufgabe zu sehr bewußt, sein überaus klarer militärischer Blick hatte ihm die unzureichende Beschaffenheit des Heeres zu deutlich erkennen lassen, als daß er nicht die durchgreifendste Reorganisation der preussischen Heeresmacht seine erste Sorge hätte sein lassen; diese durchzuführen bedurfte es überaus großer Geldmittel, welche die Volksvertreter im Landtag auf das Hartnäckigste verweigerten. Der König mußte seine weit-ausschauenden nationalen Pläne aufgeben, oder mit dem Herrenhaus allein gegen den Protest der ungeheueren Mehrheit der zweiten Kammer das Budget vereinbaren. Er wählte das letztere. Er setzte damit in der Vorstellung vieler seine Krone und selbst sein Leben auf's Spiel. Zur Durchführung des nationalen Werkes, welches immer wieder mit unzureichenden Kräften unternommen worden war, schien ihm jedoch kein Opfer zu schwer, kein Wagniß zu groß. Am 22. September 1862 trat ihm zur Erreichung dieses Zieles der eiserne Kanzler zur Seite, der nicht minder bereit war, sein Alles dran zu setzen, und von dem er sich daher auch nie wieder getrennt hat.

1864 wurde das 1850 schmählich preisgegebene Schleswig-Holstein glücklich erobert und von der dänischen Wurmation befreit. Zwei Jahre später folgte die welthistorische Auseinandersetzung mit Oesterreich auf dem Schlachtfelde von

Königgrätz. Wie widerwillig waren die selbst streng disziplinierten, königsgetreuen preussischen Truppen, zumal die Landwehrlente, in den Bruderkrieg gezogen, und wie umjubelten sie am Abend des entscheidungsvollen Schlachttages ihren königlichen Heldengreis! Er war in seiner Begeisterung für ihren Heldenmuth tief in die Feuerlinie hineingesprengt, Bismarck mußte ihn bekanntlich mit strenger Mahnung an die Pflicht seiner Selbsterhaltung erinnern. Immer wieder mußte er den Braven, die in endloser Reihe vorstürmten, seinen königlichen Gruß und Dank entbieten. Sie umringten ihn, um ihm die Hand, das Kleid zu küssen, und er mußte es für diesmal, wie er seiner hohen Gemahlin schreibt, sich gefallen lassen.

Hier auf dem Schlachtfelde von Königgrätz tritt dem königlichen Vater zum ersten Mal der Kronprinz Friedrich Wilhelm würdig zur Seite. Im Feldzuge gegen Dänemark, wo er seine Feuertaufe erhalten hatte, mußte derselbe, seiner Jugend wegen, noch hinter dem Prinzen Friedrich Karl, dem genialen Feldherrn, zurückstehen, jetzt kam er nach einer Reihe glänzender Waffenthaten an der Spitze der zweiten Armee durch das böhmische Gebirge herangezogen, um ähnlich wie Blücher bei Belle-Alliance den Tag zu entscheiden. Der Vater hatte den Sohn seit dem Abschied in Berlin nicht gesehen; indem er ihn auf dem Siegesfelde umarmte, überreichte er ihm den Orden pour le mérite, die Stiftung Friedrichs des Großen.

So folgenschwer für die Gestaltung nicht nur der deutschen Dinge, sondern der europäischen, wie die Schlacht von Königgrätz, ist nicht leicht eine zweite geschlagen worden. Preußen erlangte durch die Einverleibung von Hannover, Hessen und Nassau die Verbindung seiner, von den Gegnern

auf dem Wiener Kongreß mit Absicht auseinander gerissenen Gebietstheile, und schloß mit den Ländern nördlich des Main, mit Einschluß des Königreichs Sachsen, den norddeutschen Bund; da sich die süddeutschen Staaten bereit fanden, sich demselben durch Separatverträge ebenfalls anzuschließen, war schon damals die nationale Einigung unter Preußens Führung wenigstens im Kriegsfall gesichert.

Napoleon III. hatte, ähnlich wie vor ihm sein Oheim, das Prinzip der Nationalitäten auf die Fahne geschrieben, um die Völker zu bethören und für seine Eroberungsgelüste auszubeuten. In Italien, wohin er unter dem Rufe: „Frei bis zur Adria!“ eindrang, wollte er in Wahrheit die französische Herrschaft an Stelle der österreichischen setzen, doch die aufgerufenen Geister waren mächtiger als seine diplomatischen Künste, Victor Emmanuel, Cavour und Garibaldi durchrissen, indem sie sich an das Herz und die nationale Begeisterung ihres Volkes wandten, seine allzu fein gesponnenen, hinterlistigen Gewebe. Obgleich er Frankreich um Nizza und Savoyen bereichert hatte, wurden Viele, an ihrer Spitze der greise Chauvinist Thiers, nicht müde, die wenn auch noch unvollständige Einigung der italienischen Nation als eine unerträgliche Schwälerung der Macht Frankreichs dem Imperator vorzuwerfen. Seine Berechnung bezüglich des Ausgangs des preußisch-österreichischen Krieges war noch mehr fehlgeschlagen. Er hatte sich bereits als Schiedsrichter zwischen beiden Mächten gesehen, der sich ohne Schwertstreich den besten Bissen sichert, er war dreist genug, jetzt, vom siegreichen Preußen Mainz, das Bollwerk Mitteldeutschlands, zu verlangen. Die Antwort Bismarck's lautete: „Kein deutsches Dorf!“ Moltke war bereit, im Nothfall die siegreichen Schaaren sofort gegen den Rhein zum Abmarsch auf Paris

zu richten. Napoleon ging nicht nur leer aus, sondern mußte auch noch das ihm von Oesterreich abgetretene Venedig den Italienern ausliefern!

Jene Franzosen, welche ihre große Revolution unternommen hatten, um sich zu einer einheitlichen Nation auf demokratischer Grundlage zu gestalten, sich zu einem „Volk von Brüdern“ auszubilden und damit zugleich den Nachbarvölkern eine sichere Grundlage für den Frieden mit zu gewinnen, jene Franzosen, deren Mirabeau uns Deutsche einst so begeistert aufgefördert hatte, das Gleiche zu thun, riefen fortan nach den deutschen Rheinlanden und verlangten „Revanche für Sadowa!“ Minister Olivier erklärte den Krieg, der nur ein Spaziergang nach Berlin sein sollte, „leichten Herzens“.

Mit welcher anderen Empfindungen zog König Wilhelm in den furchtbaren Kampf! Vordem er Berlin verließ, weilte er, wie immer, wenn es eine große Entscheidung galt, im Mausoleum zu Charlottenburg am Grabe seiner Mutter. Was diese einst dem zehnjährigen Knaben aufgegeben hatte, sollte nun der dreiundsiebzigjährige Greis vollbringen! Es war ein neuer nationaler Freiheitskrieg gegen einen neuen Napoleon, den es auszusechten galt. Wie 1813, so stand abermals ganz Deutschland in Waffen, aber diesmal allein.

Daß die Süddeutschen sich sofort mit der Führung jenes Preußens ausöhnten, dem sie erst vor vier Jahren auf dem Schlachtfelde gegenüber gestanden hatten, ist das unsterbliche Verdienst des Siegers von Wörth, der nicht nur die feindlichen Schanzen, sondern auch die Herzen der Menschen im Sturme eroberte. Schon bei der Ankunft in München zur Uebernahme des Kommandos, bewirkte die unvergleichlich schöne Erscheinung der herrlichen Mannesgestalt mit dem leutfeligen Herzen wahre Wunder, gar auf dem blutgetränkten

Schlachtfelde, wo der Oberfeldherr sich nicht enthalten konnte, den tapfern pulvergeschwärzten Gemeinen beim Schopfe zu packen und abzuküssen! „Welches Glück dieser neue große Sieg durch Fritz“, lautete die Depesche des glücklichen Vaters an die Mutter nach Berlin, und „Unser Fritz“, der volksthümliche Ehrenname des alten Philosophen von Sans-Souci, war neu erstanden!

Zur Entscheidung bei Sedan trug die Armee des Kronprinzen in ähnlicher Weise bei, wie bei der von Königgrätz. Das zweite Kaiserreich der Napoleoniden lag zertrümmert am Boden, der Kaiser selbst war ein Gefangener. Ich erinnere mich, wie ich die schier unfaßbare Siegesbotschaft mit einigen studentischen Kameraden in den Dörfern auf der Höhe bei Jena verkündete. Wir trafen dabei auf einen alten Bauer, in welchem die Erinnerung an die Katastrophe von 1806 noch lebte; er wußte nicht anders, als daß es sich abermals um den ersten Napoleon handle, an welchem der Allgerechte solcherweise, durch die Hand des Sohnes der Königin Luise, Vergeltung geübt hatte. Es war im Grunde nicht anders:

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“

„Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurück zu erobern . . .“ lautete noch eines der zündenden Worte, welche Königin Luise ihren jugendlichen Söhnen als Vermächtniß hinterlassen hatte. Sedan und Metz bezeichneten Waffenthaten, wie sie die Franzosen aus alleiniger Kraft nie errungen hatten, selbst die glänzendsten unter denen ihres Imperators Napoleon Bonaparte traten in Schatten. König Wilhelm zögerte nicht, seinen Kronprinzen, zugleich mit dem Prinzen Friedrich Karl, zum Feldmarschall zu ernennen; König Ludwig von Bayern aber

begrüßte in einem Telegramm: König Wilhelm den „Siegreichen“.

Am 18. Januar 1871 ward zu Versailles, im Prunkschlosse des Verwüsters der Pfalz, das neue Kaiserthum deutscher Nation ausgerufen.

Es war dem „Siegreichen“ geglückt, die Krone zu erwerben, nicht nur unter dem jubelnden Zuruf des Volkes, sondern auch im Einvernehmen mit sämmtlichen deutschen Fürsten.

In der Kaiserlichen Proklamation sprach seit undenklichen Zeiten zum ersten Mal in der Geschichte ein deutscher Kaiser zum deutschen Volke:

„Wir übernehmen die Kaiserliche Würde“, so las der große Kanzler im Spiegelsaal zu Versailles, „in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermüthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“

So sprach nicht ein Napoleon, sondern König Wilhelm, der Hohenzoller. Das erste Hoch auf seine Majestät den deutschen Kaiser ertönte bekanntlich aus dem Munde unseres

erlauchten Landesfürsten, Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden, dem die Sache der Nation, ihre Einigkeit und Wohlfahrt von jeher die eigenste gewesen ist. Sein Ruf verbürgte mit die Erfüllung der Kaiserlichen Verheißung.

Ogleich der Heldengreis, als er aus dem französischen Feldzuge heimkehrte, bereits in seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahre stand, sollte ihm, nicht nur seinem Volke zum Heil, beschieden sein, noch siebenzehn an köstlichster Ausfaat und an den herrlichsten Früchten überreiche Jahre als Friedensfürst seines kaiserlichen Amtes zu walten. War Preußen einst auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen, so sorgte er nun nach all' den Siegen ohne Gleichen nicht nur dafür, daß das Volk in Waffen stets gerüstet bleibe, sondern auch dafür, daß die Nation mit dem Jahrhundert Schritt halte. Friedrich Wilhelm III. hatte mit richtiger Würdigung der geistigen und sittlichen Kräfte die Wiedergeburt Preußens — Deutschlands — eingeleitet: durch Begründung der Berliner Universität, an welcher Männer, wie Fichte, Schleiermacher, W. von Humboldt wirken sollten. Um die Rheinprovinz, welche zwanzig Jahre lang unter französischer Herrschaft gestanden, wieder deutsch zu machen, wurde 1815 die Universität Bonn errichtet. Jetzt erstand, zur Wiedergewinnung des seit zwei Jahrhunderten entfremdeten Elsaß, die Kaiser Wilhelm-Universität zu Straßburg.

Doch wer vermöchte aufzuzählen, was der Unermüdliche zur Förderung und Sicherung des von ihm neu geschaffenen Reiches Alles gethan hat! Aus König Wilhelm dem „Siegreichen“ ward Kaiser Wilhelm der „Glorreiche“.

Wie ihn sein dankbares Volk mit Lorbeeren und Rosen, dem Ausdruck seines Stolzes und seiner Liebe, auch über-

schüttete, er blieb immer der Gleiche, demüthig und bescheiden. Was er erstrebt und so über alles Hoffen erreicht hatte, war für ihn nur das Werk der göttlichen Vorsehung. Was er geworden, war er aus eigener sittlicher Kraft geworden. Die Reinheit seiner Gesinnung, das durch Nichts zu beirrende Pflichtgefühl, Wahrheit und kindliche Liebe waren der Grundton seines Wesens. Er war ein so großer und herrlicher Fürst geworden, weil er ein guter und großer Mensch war. Als dem Einundneunzigjährigen, auf den seit Jahrzehnten die Blicke der ganzen Welt mit einer Bewunderung und Ehrfurcht gerichtet waren, wie sie in diesem Maße einem Sterblichen selten, wohl nie noch zu Theil geworden sind, das glorreichste und mächtigste Scepter der erstarrten Hand entglitt und er sich zur ewigen Ruhe niederlegte, kannte er keinen seligeren Wunsch, als zu den Füßen seiner Mutter, der Königin Luise, gebettet zu werden.

Als wäre des Glückes zu viel gewesen, als hätte dem Heldengreife keinerlei Menschenleid erspart werden sollen, war jener herrliche Sohn, den er uns Deutschen zur sichern Wahrung des gemeinsam geschaffenen Werkes hinterlassen wollte, noch vordem der Vater die treuen klaren Augen für immer schloß, einer tödtlichen Krankheit unrettbar verfallen! Die hoffnungslose Sorge um den Kronprinzen und der plötzliche Heimgang eines geliebten blühenden Enkels, des Prinzen Ludwig von Baden, hatte die letzte Lebenskraft des königlichen Greises verzehrt.

Kaiser Friedrich, der Heißgeliebte, sollte nur wenige Monate, nur als königlicher Dulder die Krone tragen. Der Stimmlose, der wie Keiner lehren konnte, zu leiden ohne zu klagen, der täglich und stündlich des qualvollsten Todes gewärtig sein mußte, auch Er hat — ein echter Hohenzoller —

bis zum letzten Athemzuge seine Herrscherpflicht geübt. Auch sein Vermächtniß ist, wenn wir es recht zu würdigen wissen, ein unermessliches.

Er hat dem Vater nicht nur auf dem Schlachtfelde zur Seite gestanden. Wie er durch seine leutfelige Persönlichkeit Nord und Süd mit einander ausgeöhnt hatte, so war diese auch dazu angethan, den auswärtigen Feind, jenes Frankreich, welches nur deswegen bekriegt worden war, weil es die deutsche Einheit verhindern wollte, für einen dauernden Frieden zu gewinnen, die Wunden, die auf dem Schlachtfelde geschlagen wurden, womöglich zu heilen. Dem Sieger von Wörth haben es die Franzosen nicht vergessen, daß er, als er unter den Schwerverwundeten auf dem Blutgefilde den General Raoult erblickte, der ihm einst in Paris zum Begleiter gedient hatte, sofort vom Pferde sprang und auf ihn zustürzte, indem er ihm zurief: „Mein armer Raoult, ist es möglich!“ Es war der nämliche Oberbefehlshaber, welcher in der Nacht vor dem Sturme auf die Weißenburger Linien, dem Beginn des blutigen Würfelspiels, heiße Thränen geweint hatte ob all der Tapfern, die am morgigen Tage sterben oder grauenhaft verstümmelt werden sollten. Gibt es in der deutschen Kaiserkrone eine herrlichere Perle, als diese Thränen?

Nur zu leicht haben wir Altdeutsche in unserer Begeisterung für die wieder eroberten elsässer Brüder vergessen, wie begeistert und treu diese zur Fahne jenes Frankreichs standen, welches ihnen einst Freiheit und Wohlstand verbürgt hatte, als das Deutsche Reich so entartet und hinfällig geworden war, daß unsere Geistesheroen die vernichtende Frage aufwerfen konnten, ob eine deutsche Nation überhaupt existire oder nicht? — vergessen, wie wenig es gerade einem deutschen Gemüthe ansteht, die Fahne des Besiegten zu verlassen, ver-

gessen, welch unfasßbares Leid, welche Verzweiflung gerade über die Besten unter den Elässern durch die unerwartete, unabänderliche Wendung der Dinge hereingebrochen ist. Die so oft und bitter Verkannten hatten ihre Hoffnung auf den Sieger von Wörth gesetzt: Dieser da, meinten sie, nicht ohne Nävität, würde, wenn er auch nur acht Tage als Herrscher im kaiserlichen Palaste zu Straßburg geweilt hätte, sie verstanden, achten und lieben gelernt haben.

Mit welch berechtigtem, hoffnungsreichem Stolze blickte ganz Deutschland auf seinen ersten Kronprinzen jedesmal, daß derselbe dazu berufen war, den greisen Vater bei anderen Völkern zu vertreten! Wie verstand er aber auch diese für sich zu begeistern! Als der Begründer des italienischen Nationalstaates, Viktor Emmanuel, der Re galantuomo, noch in voller Manneskraft plötzlich in's Grab sank, eilte er zu dessen Sohne, dem Könige Umberto, dem eine Aufgabe geworden war, wie sie dem deutschen Kronprinzen im eigenen Reiche menschlichem Ermessen gemäß nahe bevorstand, nach Rom; hier war es, wo er den kleinen Kronprinzen, den künftigen Stammhalter der Dynastie, in seinen gewaltigen, liebevollen Arm nahm und so an der Seite König Umberto's und seiner Gemahlin auf den Balkon des Quirinalpalastes trat. Wie jauchzte die unten versammelte dichtgedrängte Volksmenge auf bei dem Anblick dieser lebenswürdigen, herzergreifenden Verkörperung all seiner Sorgen und Hoffnungen! War jener Herrliche da oben, der so fest und treu zum nationalen Königshause stand, nicht derselbe, der bei Königgrätz und Sedan mit dem deutschen Schwerte den Italienern Venedig und Rom und damit ihre Einheit und Unabhängigkeit erkämpft hatte?

Als die Universität Bologna neulich ihren achthundertjährigen Jubeltag beging, war ihr kein Gruß willkommener

und werthvoller, als der des Kaisers Friedrich. Bei der Nachricht seines Todes verschwanden alsbald alle Zeichen der Festfreude. Die Studirenden der Universität Rom ließen es sich nicht nehmen, dem Verbliebenen selbst einen Kranz auf's Grab zu legen.

Und des Kronprinzen Fahrt nach Spanien! Der Thron des jugendlichen Königs Alfonso stand auf einem Grunde, der seit einem Jahrhundert durch immer neue Revolutionen erschüttert und zerrissen worden war, er selbst war, weil er den Kaisermanövern am Rhein beigewohnt hatte und zum Chef des in Straßburg stehenden Maaenregimentes ernannt worden war, vom Pariser Pöbel in unerhörtester Weise beschimpft worden, da erschien in Madrid der herrliche Königssohn, der nordische Kecke, er kam wie ein Lohengrin aus den Wolken herab, und der tiefverlezte spanische Stolz jubelte dem Könige, der einen solchen Freund zur Seite hatte, lauter zu als je, kam ihm mit einem Vertrauen entgegen, welches auf die Gemahlin des wenige Monate später von der Schwindsucht dahin Gerastten übergegangen ist, so daß dessen nach seinem Tode erst geborener Sohn, ein zweijähriges Kind, unter Vormundschaft seiner Mutter heute noch regiert. Wer kann ermessen, wieviel dieser Besuch des deutschen Kronprinzen dazu beigetragen hat, der spanischen Nation mit der Stabilität ihrer Staatsverfassung die sicherste Bürgschaft einer seit Jahrhunderten nicht mehr gekannten Wohlfahrt zu geben?

Ich erinnere nur noch an das fünfzigjährige Regierungsjubiläum der Königin und Kaiserin Viktoria von England, wo Er, der bereits die tödliche Krankheit in sich trug, einem neuerstandenen Siegfried gleich, zu Roß durch die Straßen Londons ritt oder hoch aufgerichtet an den Stufen des Thrones in Westminster dastand, die leuchtendste Männergestalt unter

all' den Tausenden, die in ihrem Festornate dort versammelt waren. Die Engländer hielten mit ihrer Bewunderung um so weniger zurück, als sie in ihm zugleich den Gemahl ihrer Princess Royal, ihren eigenen Stolz begrüßten.

Dem Kronprinzen selbst schlug das Herz gewiß nie freudiger, als wenn ihm vergönnt wurde, den Vater auch im Inlande zu vertreten. Die Pflege der geistigen Kultur, der Universitäten lag ihm ganz besonders am Herzen. Er verjäumte daher nicht leicht eine Gelegenheit, diese seine Teilnahme öffentlich zu bekunden, in Königsberg wie in Straßburg war er zur Stelle. Sein letztes glänzendes Auftreten als Redner war bekanntlich bei dem Jubiläum von Alt-Heidelberg. Mit seinem erlauchtem Freunde und Schwager, unserm Großherzog, dem Rector-Magnificentissimus der Universität, besann er sich darauf, wie der politischen Einheit die geistige vorausging, wie in dem mit dem Schwerte wieder aufgerichteten Reiche, in dem deutschen Nationalstaate, nur das patriotische Ideal verwirklicht worden war, wofür auch Sie einst als Studenten geschwärmt, Ihre akademischen Lehrer sie begeistert hatten. Ihre Sorge war es jetzt, darob zu wachen, daß wir Angesichts des Errungenen nicht erlahmen, daß das heilige Feuer der Begeisterung für Wahrheit, Recht und Sitte und damit für des Vaterlandes Wohlfahrt und dauernde Größe nicht erlösche. In diesem Sinne rief der Unvergessliche der 500 Jahre alten Alma mater am Neckar und damit allen deutschen Hochschulen zu, immer die jüngste zu bleiben an Thatkraft!

Daß Kaiser Friedrich sofort nach seiner Thronbesteigung, während der wenigen Tage seiner Herrschaft, der Heidelberger Bibliothek die einst geraubte, unschätzbare Handschrift der Lieder der Minnesänger, die bislang in Paris gelegen

hatte, wieder einverleiben konnte, ist ein Lorbeerblatt in seinem Ruhmeskranze, welches er selbst zweifellos am wenigsten missen mochte.

Mit welchem Nachdruck hat Kaiser Friedrich bei seinem Regierungsantritt hingewiesen auf die ernste Pflege von Wissenschaft und Kunst, auf die Wahrung des Rechtes und der Freiheit Aller, die Nothwendigkeit der freien Willensäußerung und Selbstbestimmung der Nation. Wie entschlossen ist er schon als Kronprinz eingetreten für religiöse Duldung! Niemand wußte besser als er, wie nur diejenige Nation dauernd Bestand haben kann, welche im Dienste der Menschheit mit dieser in der Entwicklung zu höherer Gesittung Schritt hält und sich darin von keinem anderen Volke auf dem Erdenrunde überflügeln läßt.

Um Kaiser Wilhelm und Kaiser Friedrich trauert, weil sie Solches erstrebten, mit uns die Welt, doch eben darum dürfen wir auch nicht verzagen. Das Reich, welches sie begründet haben, ist auf die Kraft und Tüchtigkeit unseres Volkes gestellt, in demselben ist erfüllt worden, wonach wir seit Jahrhunderten gestrebt haben. Kein Deutscher träumt von Eroberungen. Das Volk steht in Waffen, nur um den so mühsam errungenen deutschen Nationalstaat vor fremdem Angriff zu schirmen. Die Sonderung von Oesterreich, der deutschen Ostmark an der Donau, hat beide, durch Volksthum und Geschichte unauflöslich mit einander verbundene Staatenkomplexe nur gekräftigt. Das Bündniß mit Italien beruht nicht weniger, wie in der ersten Thronrede unseres neuen Kaisers mit Recht betont worden ist, auf einer Gemeinschaft der Existenzbedingungen beider Nationen, wie sie inniger und machtvoller nicht gedacht werden kann. Um uns ist zum gegenseitigen Schutze das ganze mittlere Europa geschaart.

Zu dem auf so sicherem Grunde stehenden Erbe haben uns die Verklärten auch den lebendigen Erben ihrer Krone hinterlassen. Kaiser Wilhelm II. ist vom selben Stamme; schon hat uns derselbe feierlich gelobt, das Scepter führen zu wollen, wie es Großvater und Vater geführt haben. Und so wollen wir voll freudiger und stolzer Zuversicht fest zu Ihm stehen, Mann für Mann, Jeder an seinem Platze, in seinem Berufe, Jeder jeder Zeit bereit, sein Alles einzusetzen, um das heilige Vermächtniß zu wahren und zu mehren. Ueber dem Reiche wachen alsdann für alle Zeiten:

Kaiser Wilhelm der „**Glorreiche**“
und
Kaiser Friedrich der „**Friedfertige**“!



